

Die Briefe des Magus in Norden

Zum Abschluß der Briefausgabe von Johann Georg Hamann

Von Curt Hohoff

Am 21. Juni 1787 bestieg Johann Georg Hamann aus Königsberg die Postkutsche und begab sich auf seine letzte Reise. Er hatte die Gicht, und fast alle Organe, vor allem Magen, Leber und Galle waren schwer geschädigt. Jahrelang hatte der Packhofverwalter bei der französisch organisierten preußischen Zollverwaltung in Königsberg dieser Reise entgegengefiebert. Er wollte Freunde in Berlin, seinen Schüler Herder in Weimar, den Bankier und Philosophen Friedrich Jacobi in Düsseldorf, die Fürstin Gallitzin in Münster und womöglich Lavater in Zürich besuchen. Doch dazu sollte es nicht kommen. Hamann ist im Sommer 1788 in Münster gestorben. In dem letzten Brief an die Tochter schreibt er mit munterer Verstellung, aber schon von Ahnungen des Endes geplagt:

»Münster den 30. Mai 1788. Meine herzensliebe Tochter! . . . Ich schreibe diese Zeilen im Museo der frommen Fürstin (Gallitzin), deren Garten ich mir zu nutz mache, da ich gestern den Driburger (Sprudel) statt des Pyrmonters, auf Gutbefinden meines jetzigen Arztes, angefangen habe. Mein linker Fuß bleibt noch immer dicker als der rechte; mein Appetit immer zu stark, und der Schlaf wie eines gesunden Menschen. Lob Gott habe ich keine Schmerzen im Leibe, auch mein Gemüt ist ruhig und ziemlich heiter, aber zu nichts aufgelegt als – leider! – zum Lesen, worin ich ebenso unersättlich bin als im Essen. Den 1. Juni denke ich mit Ernst (= ernsthaft) an meine Abreise . . . Gott, der mich unter so vielen Wundern hergeführt hat, wird es an seinen Gnadenmitteln nicht fehlen lassen, mich wieder heimzubringen zu euch und eurer lieben Mutter, die Er erhalten wolle bei gutem Mute und gesunden Kräften« (VII, 494).

Hamanns Briefe gehören neben denen von Goethe, Brentano, Bismarck und Fontane zu den schönsten und reichsten unserer Geschichte. Sie sind jetzt vollständig erschienen und bilden das Gegenstück zu der Ausgabe von Hamanns Sämtlichen Werken, welche Josef Nadler 1949–1957 in Wien hat erscheinen lassen. Auf die Briefausgabe haben wir lange warten müssen. Der Erste Band ist 1955 im Insel Verlag von Walther Ziesemer und Arthur Henkel herausgebracht worden. Bis zum Jahre 1965 erschienen fünf Bände. Dann war Schluß; wieder einmal schien der Versuch, den ganzen Hamann zu edieren, steckengeblieben zu sein. Doch viele Jahre später bereitete der Verlag sich und den Hamann-Freunden eine Überraschung: Nach zehnjähriger Unterbrechung erschien Band 6. Ziesemer war inzwischen gestorben; in diesem Jahr ist nun der siebte Band von Arthur Henkel herausgebracht worden. Die Unterbrechung hing – unter anderem – mit den Zuständen an der Universität Heidelberg zusammen. Im Vorwort dankt Henkel seinen Mitarbeitern und Helfern und drückt die Hoffnung aus, daß der Kommentarband zu den Briefen, dessen Material vorliegt, noch von ihm herausgebracht werden kann. Dann wäre das von Nadler begonnene Werk vollständig.

Der Briefwechsel umfaßt etwa 1200 Nummern, die meisten sind von Hamann selbst, die andern von den Adressaten. Dazu gehören Hamanns Intimus Johann Gottlieb Lindner, Immanuel Kant, Johann Gottfried Herder, Moses Mendelssohn, die Buchhändler Kanter und Hartknoch, Matthias Claudius, die Fürstin Gallitzin, die große Familie Friedrich Jacobis, Lavater in Zürich und viele andere, Freunde, Nachbarn, Verwandte, die Mutter seiner Kinder, Anna Regina Schumacher, mit der er in einer Gewissensehe lebte, und ganze Gruppen von Professoren, Schriftstellern, Predigern, Schülern und Anhängern. Darin spiegelt sich die Geistesgeschichte der deutschen Aufklärung und Frühklassik, zugleich ist da jedoch mehr, eine der größten und merkwürdigsten Figuren unserer Literatur. Goethe sagt, daß Hamann, der »Magus aus Norden«, seiner Generation »ein großes Geheimnis« war. Als Goethe versuchte, Hamanns Schriften zu sammeln, scheiterte er. Hamann war eben mehr als ein Autor – und dies Mehr, die Persönlichkeit, zeigen und spiegeln die Briefe. Eine Seite seines Wesens war der unermüdliche Leser, der Büchernarr. 1761 schrieb er an Lindner:

»Stellen Sie sich mein Glück vor. Eine herrliche Ausgabe des Platons erhalten und die besten von Proklus' und Plotinus' theologischen Werken! Text und Übersetzungen. Auch eine Ausgabe von Theophrasts Kräuterbuch . . . mit den Kommentaren von Skaliger . . . noch einen großen Folianten von der Kabbala, wo Reuchlin u. a. darin stehen. Das ist eine reiche Ernte, zu der ich 10 Taler aufgenommen (geliehen hatte) und im Notfall auf mehr Geld gefaßt war . . . Meine Bibliothek wächst, ich weiß selbst nicht wie. – Noch ein arabisch Lexikon und ein Al Koran fehlen mir zwar« (II, 121).

Hamann hat seine Vaterstadt, darin ähnlich seinem Freund Immanuel Kant, nie verlassen, wenn man von einer Jugendreise nach England und der Reise in den Westen am Ende seiner Tage absieht. Mit der exponierten Lage im hohen Norden hängt es zusammen, daß Hamanns Freundschaften und Feindschaften vor allem brieflich ausgetragen wurden. Viele seiner Briefe sind zehn und mehr Druckseiten lang und stehen seinen Essays und Denkblättern an Form und Gewicht kaum nach. Man muß sich von der Vorstellung frei machen, Hamann sei ein dunkler Schriftsteller. Er schreibt ein klares, helles Deutsch. Was gewöhnlich als Dunkelheit und Unverständlichkeit bezeichnet wird – übrigens schon zu Lebzeiten –, waren der Tiefsinn und die Masse der literarischen, philosophischen, theologischen und zeitkritischen Anspielungen. Die Freunde wußten das und waren entzückt. Er schreibt etwa an Herder in Weimar:

»Kant ist entschlossen, wie er mir versichert, trotz seiner Abneigung vor polemischen Schriften, den Mendelssohn zu widerlegen . . . Bei mir hängt alles zusammen und ineinander, wie Himmel und Erde. Über Jahr und Tag liegt Spinoza auf meinem Tische. – Ihr Thema über Sprache, Tradition und Erfahrung ist meine Lieblingsidee, mein Ei, worüber ich brüte – mein Ein und Alles – die Idee der Menschheit und ihrer Geschichte – das vorgesteckte Ziel und Kleinod unserer gemeinschaftlichen Freundschaft und Autorschaft« (VI, 127).

Hamann war, wie Ernst Jünger sagt, ein spermatologischer Schriftsteller, einer, der Samen und Keime streut. Ohne ihn sind Herder und Goethe, die deutsche Romantik, die Lehren vom Genie und der Sprache nicht zu denken. Deshalb hat Goethe ihn als den »Ältervater« unserer Literatur bezeichnet. Als ob das alles nicht genug wäre, hat Hamann das Irdische mit dem Himmlischen in eins gesehen. Der Vater oben im Himmel ist ihm so nahe wie die nicht angetraute Hausfrau, von der er seine Kinder hatte.

Die Vernunft der großen Engländer, Hume und Locke, ist ihm so teuer wie die lutherische Bibel. Der Streit um den Spinozismus Lessings, von Mendelssohn entfacht, regte Hamann ebenso auf wie Kant. Hamann verband in seiner Person Aufklärung und Christentum. Als Kant die »Kritik der reinen Vernunft« veröffentlichte, war er tief betroffen und schrieb:

»Ich mag darüber nicht ein Wort gegen Kant verlieren, weil er von der Überlegenheit seines Systems ebenso überzeugt ist, als ich Mißtrauen dagegen habe.«

Hamanns Mißtrauen richtet sich nicht gegen die Person des Freundes, sondern gegen das »System« und seinen Anspruch, die Welt und den Menschen richtig zu erklären. Den gleichen Einwand systematischer Verslossenheit erhob er gegen die französische Aufklärung, vertreten durch Voltaire und seinen König, Friedrich II. von Preußen, die sich offen zum Atheismus bekannten. Gleiche Bedenken hatte er gegen den Katholizismus. Für Hamann war Rom das heidnische Rom. Zugleich aber kam es ihm absurd vor, daß die etlichen Landeskirchen, die preußische, die dänische, die schwedische oder niederländische, den Anspruch erheben konnten, die wahre Kirche Jesu Christi zu sein. Hamann war Lutheraner. Für ihn ist die Bibel die *veritas christiana*, vor allem die Schöpfungsgeschichte, die Erschaffung der Welt durch »Worte« Gottes: Die *Sprache* Gottes dichtet die Welt. Gott ist der Urdichter der Schöpfung. Seine Rede ist Schöpfung. Diesen Gedanken hat Hamann erweitert: Die Welt ist Offenbarung und Sprache Gottes. Jedes schöpferische Wort, des Dichters, ist Nachahmung der Offenbarung des Seienden. Darum wendet sich Hamann gegen die oberflächliche Bildung, die rationalen Schwätzer:

»Alle unsere Philosophen mit ihrer englischen Beredsamkeit sind nichts als Parasiten und Pantomimen, alle unsere Kunst- und Scharfrichter nichts als Nicolaiten, alle unsere Reformatoren der Justiz, der barmherzigen Plusmacherei des Glaubens im Handel und Wandel (sind) nichts als Balhorne im ABC und Einmaleins. – Alle unsere Kraftmänner lassen sich täuschen vom äußerlichen Ansehen der Person und ihrer Physiognomie, wie Simson von der Metze am Bach Sorek . . . Was ist bei so bewandten Umständen anzufangen? Sollen wir auch dem lieben Vaterlande, dem deutschen Boden, dem weißen Stier, der ganz Europa entführt, Valet sagen und Demagogen wilder, unruhiger, unerzogener Kinder einer neuen Welt werden . . . ? *Stehen* muß man wenigstens können, um ein Erdbeweger und Welterschütterer zu sein – a propos« (IV, 409).

Diese Philippika aus einem Brief an seinen Freund und Landsmann aus Königsberg, den Musiker Johann Friedrich Reichardt in Berlin, beschließt Hamann mit dem Hinweis auf ein paradoxes Symbol auf dem Königsberger Fischmarkt:

»Unsere Gildenfischer haben eine schöne neue Halle für ihre Weiber und Waren auf der Fischbrücke gebaut. In der Mitte ist unter einem blauen und grauen Gewölke ein alter Mann mit einem Dreizack abgemalt mit der Über- oder Unterschrift:

Neptunus Gott der Wellen
Segne doch unsere Nahrungs-Stellen.

Wie unsere aufmerksame Polizei ein solches öffentliches Denkmal des Heidentums und quirinalischen (das heißt römischen) Andacht hat können darstellen lassen, begreift niemand. Ob die theologische Fakultät oder das Synedrium (der israelitischen Gemeinde) dazu stillschweigen wird, mag die Zeit lehren.«

Hamanns Hinweis auf das Synedrium war nicht ganz ernst gemeint, aber der auf die theologische Fakultät ist äußerst ironisch. Die Fakultät war pietistisch unterwandert. Sie kümmerte sich nicht um die »Welt«, nicht um die armen Fischer und nicht um die Politik und Poesie der Königsberger Stadtverwaltung. Hamanns Gefühl der Geborgenheit in Gottes Schoß kam aus einem Moment der Überwältigung durch die Gnade nach der Lektüre der Bibel. Nun durchstöberte er alle Sprachen und Wissenschaften, um so tief wie möglich in das Wort der Schrift einzudringen. Seine Erfahrung wollte er auch andern vermitteln. Das ist der Sinn seiner Schriften und Briefe. Es ist der Grund des enthusiastischen Tons, der Anspielungen und der »Physiognomik des Stils«. Was sich so offenbart am Menschen, seine Teilnahme am Göttlichen, ist »Genie«. Es ist der Schlüsselbegriff der Zukunft. Er verbindet das Göttliche und das Menschliche.

Hamanns Geniebegriff stammt aus dem Glauben an die Inspiration der Bibel. Sie ist, jenseits einer verknöcherten Orthodoxie, die Quelle der Einsicht und eines neuen Erlebens der Natur und des menschlichen Geschlechts. Der Begriff des Genialen zog die junge Generation magisch an. Er wurde der Treibsatz der Literatur des kommenden Jahrhunderts. Hamanns Schüler Herder sah die Trias von Sprache, Mythos und Dichtung. Die Bibel wird zur ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Alle Völker besitzen in der Sprache das Mittel ihrer geistigen und geistlichen Erweckung und Erziehung. Dem gebildeten Bürger und dem Grundbesitzer wird klar gemacht, daß im untertänigen Bauer, der ackerte und erntete, die ursprüngliche Menschenseele stecke, daß seine Lieder und Sprichwörter, seine Märchen und Reime Zeugnisse einer wahren, der Urpoesie seien. So dreht sich die Aufklärung der Adligen und Städter: Man wendet sich zum Volk als dem Ursprünglichen und erkennt, daß die politische Gewalt hier ihren Ausgang nimmt. In seinem Schrank verwahrte Hamann ein bei hoher Strafe verbotenes Buch, Johann Christian Schmolhs anonym in Kopenhagen erschienenes Werk »Über Nordamerika und Demokratie«. Hamann schreibt sehr vorsichtig und unter Verleugnung seines Interesses:

»Ungeachtet ich weder in dem Steckenpferde der Demokratie noch in einer wichtigern Hauptsache (gemeint ist wohl der philosophische Rationalismus) mit unserm Vetter (das heißt dem Autor) konsoniere, sondern vielmehr dissoniere, so hat doch seine schriftliche Relation mir soviel Eindruck gemacht und enthält so viel feine, naive, treffliche Züge, daß ich Kopie genommen, die aber unter meinem Schloß und Riegel bleiben wird. Hippel ist der einzige, dem ich damit eine angenehme Stunde mit Mitteilung, einmal auf seiner Villa, zu machen wünschte – auch mit Unterdrückung des wahren Namens . . .« (IV, 393).

Aus dem Briefwechsel geht hervor, daß sich Hamanns Bekanntenkreis mit wachsendem Ruhm vergrößerte. Einer der ersten Besucher aus der Ferne war Goethes Freund aus Darmstadt, Johann Heinrich Merck. Dann kam der Kritiker Friedrich Karl von Moser, der Hamann den Spitznamen eines »Magus in Norden« (Goethe schreibt »Magus aus Norden«) angehängt hatte. Aus Zürich kam Christoph Kaufmann, ein Schüler Lavaters. Im Juli 1777 kam Moses Mendelssohn; mit ihm verbrachte Hamann mehr als eine »süße Stunde«. Ein Offizier aus Münster überbrachte Grüße der westfälischen Freunde, Bucholtz und Jacobi. In einer Kutsche fuhren der Graf Kayserlingk und der Gesandte Eustach Graf Görz bei Hamann vor; sie waren auf dem Wege nach St. Petersburg. Ein anderer Gesandter, ebenfalls auf dem Weg nach

St. Petersburg, war ein bekannter Dichter, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Hamann schrieb an Herder:

»Den siebten Oktober ging der Graf zu Stolberg hier durch als Eutinscher Abgesandter nach Petersburg. Kam des Nachts an, fuhr denselben Nachmittag ab, und ist für seine Neugierde, mich in meinem Schweiß-Kopftuch zu sehen, abscheulich abgestraft worden. Alles war bei mir ausgegangen, die Mutter ganz allein mit Aufräumung der Stube beschäftigt zum Winter, Diele aufgenommen, die Fenster offen, die Wände kahl. – In diesem Zustand, wie ich erst nachher erfuhr, hat er über zwei Stunden auf mich gewartet« (VI, 126).

Als Hamann eintraf – er hatte seine Zeit beim Buchhändler verdrödel –, mußte der Graf gehen, und Hamann konnte ihn nur noch zum Essen begleiten, das Stolberg im Kayserlingschen Palais einnahm. Wir verdanken diesem Anlaß eine Gegendarstellung Stolbergs. Sie bestätigt die Wartezeit in Hamanns Haus bei der Mutter der Hamannschen Kinder. Er erzählt, daß er sich sehr gut mit ihr unterhalten habe. Sie sei angenehm und munter gewesen und habe sich über die Umstände ihres Lebens mit Hamann ausdrücken können. Herder nahm nicht Anstand, seine Frau, die Konsistorialrätin, mit Anna Regina auf eine Stufe zu stellen. Matthias Claudius jedoch, der sein Bauernmädchen geheiratet hatte, machte Hamann Vorwürfe, daß er sich nicht hatte trauen lassen. Hamann schrieb an Herder:

»Diese Magd . . . würde vielleicht als meine Ehefrau – ich weiß nicht was sein. Nicht aus Stolz, dazu bin ich zu dankbar, sondern weil ich die innere Überzeugung habe, daß diese Lage ihre eigene Glückseligkeit mindern und vielleicht dem Glück meiner Kinder nachteilig werden könnte« (III, 263).

Hamann war arm. Er lebte anfangs bei den Eltern, dann allein im elterlichen Hause. Er lebte von den Früchten des Gartens, den die Magd mühselig bestellte, und von Beiträgen in den Zeitungen. Durch Vermittlung bekam er bei der französisch sprechenden Zollverwaltung eine schlecht bezahlte Stellung; als Verwalter der kleinen Loge mußte er Buch führen über Zu- und Abgänge. Das häusliche Leben erfahren wir genau: Zum Morgenkaffee rauchte Hamann seine Pfeife. Die »Mutter« begnügte sich mit dem Kaffeesatz. Die Kinder bekamen Milch und Semmel. Mittags gab es zwei Schüsseln, eine mit Sauerkraut, Hamanns Lieblingsessen, und eine mit Erbsen und Sauerbraten: »Diesen aß er mit solcher Lust, daß ihm der Schweiß auf der Stirne stand.« Abends gab es Brot, Butter und Käse. Dazu ein Kännchen Bier und die Pfeife. Wenn es Pfannkuchen oder Spiegeleier gab, war es ein Fest. Ständig fehlte es an Bargeld, zumal Hamann das Bücherkaufen nicht lassen konnte. Wären nicht die Gönner und stillen Helfer gewesen, hätte Hamann für sich und die Seinen nicht eintreten können. Die Armut hatte einen weiteren Aspekt, den biblischen und christlichen. Hamann sah in ihr, wenn sie freiwillig angenommen wurde, einen Gegenstand der Seligpreisung. Unter solchen Verhältnissen ging Hamann seiner Arbeit nach. Er freute sich an Haus und Hof, am Lärm der Kinder und am Gegacker der Hühner. Selbst wenn ihm unwohl war und er sich, hypochondrisch wie er war, ins Bett legte, hatte er nichts dagegen, wenn seine Kinder beim Blinde-Kuh-Spiel über ihn wegturten. Wie jämmerlich seine Lage war, schildert er seinem Verehrer Bucholtz im Jahre 1784:

»Ich wurde aus einem (französischen) Übersetzer 1777 Königlicher Packhofverwalter mit einem Gehalt von 25 Talern des Monats, freier Wohnung, davon mir aber die

französische Administration die Hälfte entzogen . . . und einer seit undenklichen Zeiten uns zum Anteil des Salarü (Gehalts) bestätigten Schiffsabgabe, welche unter dem holländischen Namen Fooi, das heißt Bier- oder Trinkgelder bekannt ist . . . Wo ich künftig Jahr Geld zu Briefporto, Holz, Kleidung und Unterhalt meiner Kinder hernehmen soll, weiß ich nicht: bin kaum imstande, einen Heller zu ihrer Erziehung anzuwenden . . .« (V, 208).

Aus dem engen Leben in Königsberg trat Hamann im Jahre 1787 plötzlich über in eine Welt der Anerkennung, des Geistes, reicher Gönner, großer Bibliotheken und hilfreicher Freunde. Noch in Königsberg schrieb Hamann an Jacobi:

»Neigung für Preußen habe ich niemals gehabt, sondern mein Vaterland lieber *par Prinzipie* und aus Pflicht und Schuldigkeit geliebt. Die Erde ist des HERRN, und in diesem Sinn bin ich ein Weltbürger. Ich bin in keinem einzigen Fache zu Hause, weder zum Gelehrten noch zu Geschäften bestimmt, weiß nirgends Bescheid – ein wahrer Maulaffe, dem große Gesellschaft und klösterliche Einsamkeit unerträglich sind.« (VII, 193).

Untertreibung und Übertreibung gehörten zu Hamanns Wesen. Der siebente Band der Briefausgabe zeigt uns das Genie in Berlin, Düsseldorf und Münster. Aus den Abstechern nach Weimar und Zürich wurde zwar nichts, aber die Briefe aus Westfalen zeigen, wie bezaubert die Freunde gewesen sind. Für Hamann war Westfalen eine fremde Welt. In Münster betrat er ein vom Geist der katholischen Aufklärung bestimmtes Fürstbistum. Der regierende Minister war der Freiherr Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg. Hier schwelgte Hamann, der an die *Una sancta*, die allgemeine Kirche, glaubte und die Bibel in der lateinischen Vulgata las, zum ersten Mal in einer Landschaft und Gesellschaft, deren Substanz von der Banalaufklärung nicht angefressen war. In Münster sah und erlebte er religiösen Sinn beim Volk und den Gebildeten, eine gerade ihm unendlich wohltuende Einbettung des Alltags, der Gebräuche und der Sitten in einem gläubigen Katholizismus. Er erfaßte das Phänomen mit der ihm eigenen Präzision:

»Facta beruhen auf Glauben; dieser ist *actio* – und kein abstraktes Kunstwort, kein Zankapfel« (VII, 487).

Fürstenbergs Münster war ein kleines Rom, ein kleines Wien. Seine Gastgeberin war die Fürstin Gallitzin, geborene Gräfin von Schmettau, eine Dame der großen Welt, die Schülerin von Diderot und Goethe. Um der Erziehung ihrer Kinder willen war sie nach Münster gekommen, wo Fürstenberg und Overberg das Schulwesen reformiert hatten. Wie Hamann, war sie durch die Lektüre der Heiligen Schrift Christin geworden und versammelte um sich eine »*sacra familia*«, eine heilige Familie. In diese wurde Hamann aufgenommen. Er fühlte sich geborgen in der Atmosphäre einer »christlichen Aspasia«, eines tätigen Christentums. Ganz in der Nähe wohnte der reiche Herr von Welbergen, Franz Kaspar Bucholtz, ein Schwärmer und Verehrer Hamanns. Und von dort war es nicht weit zu Jacobi in Düsseldorf, dem Religionsphilosophen, der sich Hamanns Schüler nannte, ihn aber kaum bis in die Tiefe verstand. Hamanns Briefe gehen jetzt den umgekehrten Weg, nach Osten. Sie sind voll von köstlichen Details und lassen erkennen, woran er sterben sollte. Wie im Lesen und Schreiben, im Sprechen und Zuhören, war er im Essen und Trinken unersättlich, ein Wetter-Seismograph, hypochondrisch, überempfindlich und zu schwach zum Widerstand:

»Den 2. Juni, auf dem Bette, bin ich gestern mit einer Art von Flußfieber und Schnupfen, weil wir seit ein paar Tagen, nach einer außerordentlichen Hitze, eine ebenso schleunige Kälte von Nordostwinden gehabt haben, daß Rat Druffel, mein Arzt, mir riet, diesen Morgen mit einer Tasse Tee im Bette zuzubringen . . . Ich habe die ganze Zeit meines Aufenthalts unter der Disziplin der Ärzte zugebracht . . . Meine Unmäßigkeit ist ein wahrer Satansengel, dessen ich mich bis auf diese Stunde nicht entschlagen kann, dem ich täglich unterliege . . . Wenn die Hochzeitsfreuden hier aufhören werden, so hoffe ich, ohne Mühe, fasten zu können und werde mich ebenso gut kasteien können, als ich ein ganzes Jahr im Schmausen wie ein reicher Mann zugebracht habe . . . Bei einem solchen Reichtum von Genuß Maß zu halten, ist eine Kunst, von der ich den stärksten unerkannten Beweis durch meine Rückreise ablege« (VII, 501).

Es ist erstaunlich, wie lebendig Hamanns Geist bis zuletzt geblieben ist. Obwohl erst 58 Jahre alt, wirkte er körperlich wie ein Achtzigjähriger. Noch aber las er lateinisch, griechisch, englisch und französisch. An einem einzigen Tag las er Wilhelm Heineses dicken philosophischen Roman »Ardinghello«. Laufend empfing er Freunde, fuhr mühselig mit der Kutsche nach Welbergen und auf Jacobis Schloß Pempelfort bei Düsseldorf. Er hatte immerzu Appetit auf neue Bücher; jeden Tag wartete er, wie zuhause in Königsberg, was die Post ihm bringt. Er hat Augen- und Kopfschmerzen und versucht mehrere Brillen, um nicht mit dem Lesen aufhören zu müssen. Zugleich ist er dankbar, das sein Leben ruhig verläuft und die Seinen in Königsberg versorgt sind. Die Fürstin suchte ihn aufzuheitern und abzulenken. Aber der Körper versagte. In ihrem Haus in Münster ist Hamann gestorben. Die Fürstin, seine Gönnerin, hat ihn von allen Zeitgenossen wohl am tiefsten verstanden. Am 17. Februar 1788 trug sie in ihr Tagebuch ein, wie sie Hamann sah:

»In Welbergen ward mir an der mir oft beinahe übertrieben scheinenden Herabschätzung Hamanns seiner selbst manch erweckender Augenblick; insonderheit war ich einmal so glücklich und erhaschte bei ihm und durch seinen Anblick ein hohes Bild einer christlichen Größe in Lumpengestalt, der Stärke in der Schwäche, das meine Seele begeisterte, aber auch beugte, indem ich die Kluft sah, die noch zwischen mir und dieser Größe liegt, und diese Beugung war nicht Stolz – denn keine Gestalt kann dem Stolz zuwiderer sein als diese in jedem Sinne wahrhafte *Knechtsgestalt*, die, mit kurzen Worten, nichts anderes ist als eine gänzliche Umwendung, wodurch der Mensch dasjenige, was er pflegt *auswärts* zu tragen, *hinein*-, und das, was er pflegt ins Innerste zu verbergen, herauswendet. Ach, nur der, der das ganz kann, ist ganz *Christ*« (VII, XXII).